

Richard Harper

Vom Teenagerleben zur viktorianischen Moral und zurück: Der technologische Wandel und das Leben der Teenager

2006

<https://doi.org/10.25969/mediarep/952>

Veröffentlichungsversion / published version

Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Harper, Richard: Vom Teenagerleben zur viktorianischen Moral und zurück: Der technologische Wandel und das Leben der Teenager. In: Peter Glotz, Stefan Bertschi, Chris Locke (Hg.): *Daumenkultur. Das Mobiltelefon in der Gesellschaft*. Bielefeld: transcript 2006, S. 117–132. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/952>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Nicht kommerziell - Keine Bearbeitungen 3.0 Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Non Commercial - No Derivatives 3.0 License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0>

Vom Teenagerleben
zur viktorianischen Moral und zurück:
Der technologische Wandel
und das Leben der Teenager

RICHARD HARPER

Einleitung

Oft hören wir, Handys und speziell das »Simsen«, der Versand von Textbotschaften per Handy, hätten das Leben der Teenager verändert (vgl. Ling 2004; Nyíri 2003). Man kann sich leicht vorstellen, wie sich Teenager früher fragten, was ihre Freunde wohl vorhätten, und wie sie ihren Kopf anstrengen mussten, um es herauszubekommen. Heute dagegen können sie anrufen oder eine SMS schicken. So haben sich die Grenzen des Teenagerlebens verschoben. Was früher unmöglich war, ist heute für ein paar Cent zu haben (vgl. Harper/Palen/Taylor 2005). Doch ist die Veränderung wirklich so groß? Man sollte auch bedenken, dass das, was die Teenager herausfinden, wenn sie ihre Freunde anrufen oder ihnen eine SMS schicken, nichts wirklich Überraschendes ist, weder für sie noch für uns. Wahrscheinlich erfahren sie, dass ihre Freunde wie sie selbst sich in ihren Zimmern aufhalten, über zu viele Hausaufgaben stöhnen und sich danach sehnen, woanders zu sein. Und diese Indolenz, dieser Teenager-Ennui, ist – da würden wohl alle zustimmen – kaum etwas Neues und wird gewiss auch im »Handyzeitalter« nicht vergehen (vgl. Katz/Aakhus 2002; Brown/Green/Harper 2001; Harper 2003).

Abgesehen von den Besonderheiten des Teenagerlebens geht es hier nicht zuletzt um das Wesen sozialen Erlebens. Es ist wichtig, sich bewusst zu machen, dass Individuen sich ihr eigenes mentales Bild der Welt erschaffen – ein Bild, das erfasst, wo sie selbst sind, wo die anderen sind, wo sie selbst und diese anderen gewesen sind und wohin sie gehen werden. Jeder tut das auf seine Weise, und es war wohl der phänomenologische Philosoph und Gelegenheitssoziologe Alfred Schütz,

der diese Vorgänge am gründlichsten erforscht hat (vgl. *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt*, 1932). Das Zentrum dieser Erfahrung – wenn man so will, das Herzstück dieser gestalthaften Erlebnis- und Erfahrungswelt – ist das Individuum, und es kommt wesentlich darauf an, wie umfassend diese Welt ist: wie viele Menschen sie bevölkern, wie viele Erinnerungen darin eingegangen sind und welche Zukunftsaussichten sie bietet.

Demnach besteht das Problem von Teenagern vor allem darin, dass ihre Versuche, sich eine solche Welt zu erschaffen, noch recht bescheiden sind: amateurhaft und unausgegoren, wie die Heranwachsenden selbst. Statt sich beispielsweise durch Gespräch und Austausch mit Leuten, die unterschiedliche Ansichten haben und aus verschiedenen sozialen Positionen kommen, einen weiten Horizont und einen reichhaltigen mentalen Raum zu schaffen, verfestigen sie ihren engen, beschränkten Horizont durch Intensivierung ihrer Erlebnisse in einer Welt, die allein von Gleichartigen bevölkert wird: von Menschen in identischer Lage, im selben Alter, vom selben Geschlecht, aus derselben Schulklasse und aus derselben geographischen Nachbarschaft (vgl. Gergen 2002). Es dominieren Trägheit, Sorglosigkeit und ziellose Unternehmungen; sie »hängen« jetzt mit ihrem Handy genauso »herum«, wie sie in früheren Zeiten an den Straßenecken »herumhingen« (vgl. Grinter/Eldridge 2001). Es überrascht daher nicht, dass diesem ganzen Erleben eine gewisse innere Spannung zugrunde liegt – eine Spannung, die damit zu tun hat, wie der Charakter dieser Individuen heranreift, wie er wächst, sich weiterentwickelt und schließlich die selbst auferlegten Scheuklappen abstreift und die Jugend hinter sich lässt.

Eine Erkundung der Teenagerwelt

Doch wie funktioniert dieser Reifeprozess? Etwa durch permanentes Verbundensein mit anderen Teenagern (vgl. Ito 2003)? Wird ein Jugendlicher reifer, wenn er Tag und Nacht Textbotschaften versenden kann (vgl. Kaseniemi 2001)? Fördert die Möglichkeit, aus dem eigenen Zimmer heraus mit anderen Teenagern zu telefonieren, die ebenfalls in ihren Zimmern hocken, das Erwachsenwerden?

Und damit bin ich auf Umwegen beim »Haken« angekommen, um den es in diesem Kapitel geht. Ich will das Wesen des Teenagerlebens erkunden, speziell das Leben mit dem Handy. Und ich habe eingangs erwähnt, dass häufig gesagt wird, dieses Leben werde durch das Handy stark verändert. Man könne am gegenwärtigen Handeln der Teenager schon ablesen, wie sich die Zukunft entwickeln werde (vgl. Nyíri 2003; Plant 2001).

Aber ist es denn wirklich so, wie es scheint? Ist die Zukunft wirklich bereits unter uns, in den schwitzigen Händen unserer Kinder?

Oder liegt sie nicht ganz woanders – dort, wo man ihrer nicht im Zeichen großartiger Teenager-Ängste ansichtig wird, sondern in Gestalt muffiger Vergangenheit, nicht in zögerlichen Befreiungsversuchen, sondern in der Wiederbelebung altmodischer Sitten, die wir selbst lange vergessen haben?

Ganz gleich, wie die Antwort auf diese Fragen ausfällt, eine Möglichkeit, sich dem Kern der Sache zu nähern, besteht darin, zu erforschen, wie Teenager, darin allen Menschen gleich, sich eine eigene mentale Welt erschaffen, die von Freunden, Familienmitgliedern und Fremden bevölkert wird – eine Welt, die sich in den Dingen verkörpert, mit denen sie sich umgeben, aber auch in dem, was sie tagaus, tagein tun. Diese Welt ist – wiederum wie alle sozialen Welten – ein moralisch sanktioniertes Konstrukt, gelungen oder misslungen, chaotisch oder effizient in Gestaltung und Handhabung. Doch in zwei Punkten unterscheidet sich die Welt der Teenager von anderen Welten: Erstens ist die Adoleszenz bekanntlich eine Welt des individuellen Übergangs – vom sozial verantwortungsfreien und sorglosen Leben zu Verantwortung und Übernahme von Lasten (diese Verlagerung äußert sich in körperlichen Veränderungen ebenso wie im Wandel des sozialen Status). Zweitens ist es mangels eigener Erfahrungen der Teenager eine objektiv begrenzte, enge Welt, zugleich aber aus Sicht der Teenager eine zerrissene Welt voller Agonie, Zweifel und Arroganz. Für die Teenager selbst ist ihr Leben in der Tat ein Melodrama. Dabei ist diese Welt, so lautet meine These, wie auch das Ausagieren dieser Welt durch die Teenager, in Wahrheit allzu prosaisch und uninspiriert.

Meine Erkundung dieser Welt beginnt mit der Feststellung, dass es im Alltag der Teenager und derer, die mit ihnen zu tun haben (ganz besonders der Eltern), eine Reihe von Gradmessern gibt, die anzeigen, wie gut der soziale Reifungsprozess vorangeschritten ist. Vor allem zwei derartige Gradmesser will ich in den Mittelpunkt meiner Untersuchungen stellen. Da ist erstens die Frage der finanziellen Kosten – nicht nur für Handys und SMS, sondern auch für alle möglichen Dinge des Alltags. Ich werde zeigen, dass die Art und Weise, wie Teenager mit den Kosten für Mobiltelefonate und Textbotschaften umgehen, ein Ausweis dafür ist, wie sie auch mit anderen Kosten ihres Alltags umgehen. Eine verschwenderische Einstellung zum Geldausgeben für Kleidungsstücke etwa spiegelt sich auch in – und kann erschlossen werden aus – der Art und Weise, wie die Betroffenen in der Lage sind, ihre Handykosten in den Griff zu bekommen – oder auch nicht. Der zweite Gradmesser bezieht sich auf Regelsysteme des Sprecherwechsels im mündlichen Gespräch, die auch auf SMS-Botschaften anwendbar sind. Ich werde zeigen, wie die in der Handykommunikation herrschenden Systeme der Etikette und des angemessenen Verhaltens genutzt werden, um feine, aber oft folgenreiche Unterscheidungen zwischen Teenagern verschiedener Altersstufen, Geschlechter und sozialer Einbin-

dung zu etablieren. Darin spiegelt sich wiederum der empfindliche und doch komplexe Verhaltenskodex aller sozial kompetenten Erwachsenen, gleich welchen Alters, hinsichtlich der Gesprächskultur. Es sei allerdings angemerkt, dass es anscheinend Individuen sind, die schon auf die zwanzig zugehen, die in der Art und Weise, wie sie diese Systeme forcieren, am strengsten und komplexesten vorgehen, wodurch sie einige Altersgenossen von der Kommunikation mit sich ganz ausschließen, andere nur nach gewissen Zugangsregeln zulassen – Regeln, die älteren und jüngeren Altersgruppen längst nicht so wichtig sind.

Wenn ich in meiner Untersuchung nur zwei Gradmesser auswähle, sollte es sich von selbst verstehen, dass ich nicht den Anspruch erhebe, alle Dimensionen des Teenagerlebens zu erkunden; das wäre viel zu ehrgeizig, wenn es denn überhaupt möglich wäre, was ich bezweifle. Diese beiden Gradmesser wurden ausgewählt, weil sie in unserer Datenbasis besonders aussagekräftig sind. Ganz nebenbei illustrieren sie auch die Bedeutung einiger Faktoren, die in weiten Bereichen der Teenager-Forschung – aus welchen Gründen auch immer – außer Acht gelassen werden.

Die Mobiltelefonkosten

Mit diesen methodischen Überlegungen im Hinterkopf wende ich mich nun meiner Datenbasis zu. Sie wurde von verschiedenen Kollegen anlässlich eines Forschungsprojekts zusammengetragen, das der Entwicklung von Festnetz- und Mobiltelefonie im Kontext des Familienlebens gewidmet war. Solche Forschungen sind Teil einer fortlaufenden Projektserie eines großen britischen Mobilfunkanbieters; sie umfassen das Studium von Tagebuchnotizen sowie Interviews in britischen und schwedischen Haushalten. Rund 59 Personen aus 21 Haushalten wurden befragt und beobachtet. Alle verfügten sowohl über ein Handy als auch über ein Festnetztelefon. Erforscht werden sollten vor allem die Gründe für die Benutzung des einen oder des anderen Geräts.

Die hinsichtlich Festnetz- und Mobiltelefongebrauch den Strategien der Mobilfunkanbieter zugrunde liegende Annahme lautet, dass für die Wahl des Telefons in erster Linie Kostengründe maßgeblich sind. Weil die Mobilfunkanbieter in der Lage waren und sind, für ihre Mobiltechnologie außerhalb des Hauses Preisaufläge in Form hoher Gesprächsgebühren zu kassieren, sehen sie vorerst keinen Grund, auf diese Aufläge zu verzichten, nur um aus Handys auch im häuslichen Gebrauch eine vergleichbare Erfolgsgeschichte zu machen. Unsere Forschungen dienten dazu, Ansatzpunkte zu finden, wie neue häusliche Einsatzmöglichkeiten für Handys zu schaffen seien, ohne die hohen Handy-Gesprächsgebühren reduzieren zu müssen.

Unsere Forschungen ergaben, dass die so oft, besonders in Interviews und Gruppenbefragungen (*focus groups*), als Schlüsselfaktor genannten Kosten nur selten das tatsächliche Verhalten steuerten. Andere Faktoren, etwa die Verwendung des Handys als »virtuelles Adressbuch«, die Bequemlichkeit und Benutzerfreundlichkeit, also »die leichte Handhabung und Fragen der Gewohnheit, all diese Faktoren waren wichtiger«. Ohne allzu sehr in Einzelheiten zu gehen, kann ich schon hier einen besonders interessanten Punkt hervorheben: Die Handy-Gesprächskosten spielen zwar im Bewusstsein der Menschen durchaus eine Rolle, aber sie werden nicht isoliert von allen möglichen anderen Kosten betrachtet. Die Handycosts wurden bei den Befragten eher im Zusammenhang eines generellen Kostenbewusstseins und Kostenmanagements diskutiert. Eine Passage aus einem Interview mit einem britischen Familienvater beleuchtet diese These geradezu paradigmatisch:

»Wissen Sie, Handyrechnungen sind so ungefähr das Einzige, worüber ich mit meinen Töchtern reden kann, wenn das, worüber ich mit ihnen wirklich reden will, zum Beispiel ist, dass sie nicht einfach Dinge aus dem Kühlschrank wegessen sollen, ohne Bescheid zu sagen. Ich meine, sie müssen doch einfach lernen, dass es noch andere im Haus gibt; und die einzige Möglichkeit, die mir einfällt, um sie darauf zu stoßen, ist, mit ihnen über Handyrechnungen zu reden. Dann kann ich mit ihnen über das Geld und das Zusammenleben und das Teilen reden, ohne pompös daherzukommen wie ein viktorianischer Patriarch.«

Worauf wollte dieser Vater hinaus? Wollte er, wie manche Soziologen hier sicher sagen würden, sein Machtmonopol im Haushalt ausüben (vgl. Ito 2003)? (Massey 1994 spricht von Macht über einen bestimmten Raum, und eine allgemeinere Version des Arguments bietet Foucault 1977.) Oder war er einfach etwas exzentrisch und streng, unfähig, sich mit dem Gedanken abzufinden, dass Kinder sich um Ausgaben einfach keine Sorgen machen? Meine These lautet, dass er einfach ein ganz normaler Erwachsener und ein ganz gewöhnlicher Vater war, der sich Gedanken darüber machte, wie er seinen Kindern beim Erwachsenwerden helfen könne.

Eine Vignette aus dem Familienleben

Lassen Sie mich diesen Punkt noch etwas sorgfältiger ausführen, wiederum mit Bezug auf diese spezielle Familie. Wenn die Handy-Telefonrechnungen kamen, nahm dieser Vater sie aus dem Umschlag und ließ sie für seine beiden Töchter, die schon auf die zwanzig zgingen, deutlich sichtbar herumliegen. Er platzierte sie auf dem Küchentisch oder am Kühlschrank, damit sie auf keinen Fall übersehen werden konnten. So wussten die Töchter nicht nur, dass die Rechnungen ge-

kommen waren, sondern auch: »Dad hat sie da hingelegt, weil er uns ins Gewissen reden will.«

Dabei machte die Höhe der Telefonrechnungen dem Vater eigentlich keine Sorgen. »Das müssen sie selbst wissen«, sagte er. Er wollte vielmehr darüber sprechen, wie sich in den betreffenden Telefonrechnungen bestimmte Verhaltensweisen zeigten, die er für unverantwortlich hielt. Und diese Kosten hatten mit den Handys selbst vielleicht nichts zu tun.

Im konkreten Fall hatte der Vater zum Beispiel bemerkt, dass immer dann, wenn beide Töchter zu Hause waren (die eine hatte gerade ihr Universitätsstudium begonnen und war zweimal in den Ferien daheim gewesen), seine eigenen Festnetz-Telefonkosten in die Höhe geschwollen waren. Aus seiner detaillierten Rechnung konnte er entnehmen, dass die höheren Gesprächskosten vor allem darauf zurückzuführen waren, dass viele Verbindungen zu Mobiltelefonen statt zu Festnetztelefonen gewählt worden waren. Nun sagte er sich zu Recht, dass viele dieser Gespräche, wären sie im selben Netz von einem Handy aus geführt worden, billiger gewesen wären. Auch war er überzeugt, dass in vielen derartigen Fällen die eigenen Handys der Töchter im dafür richtigen Netz registriert waren. So waren es seiner Meinung nach in vielen Fällen die Töchter selbst, die lieber aus dem Festnetz telefoniert hatten – und zwar nicht etwa, weil dann bewusst auf Vaters Kosten telefoniert werden konnte, sondern weil sie zu bequem gewesen waren, ihr eigenes Handy hervorzusuchen und dieses für die Telefonate zu benutzen. Ihr kostspieliges Verhalten war also in erster Linie unbedacht und verantwortungslos.

Der Grund, warum dieser Vater mit seinen Töchtern reden wollte, war also, dass es ihm nicht unbedingt etwas ausmachte, Rechnungen zu bezahlen, auch nicht die Rechnungen seiner Töchter, sondern dass er etwas dagegen hatte, unnötige Rechnungen zu bezahlen. Eine Kostensenkung war möglich, wenn die Einzelnen an die wirtschaftliche Situation der Gesamtfamilie dachten. Das eigentliche Thema des Vaters war also, dass die Mädchen Ausgaben für weitgehend individuelle Angelegenheiten hielten, nicht für die Ausgaben einer Gemeinschaft. Darum war aus ihrem Handeln nicht ersichtlich, dass sie auch an die anderen dachten. Grob gesagt meinte der Vater, die Mädchen würden, wenn sie erst begriffen, dass manche Kosten Gemeinschaftskosten sind, ihr Verhalten ändern. Dass sie aus dem Festnetz telefoniert hatten, obwohl es vom Handy aus billiger gewesen wäre, diente dem Vater nur als Beispiel und Ansatzpunkt. Er hoffte, wenn er ihr Verhalten in diesem speziellen Punkt zur Sprache brächte, würden die Mädchen auch in anderen vergleichbaren Punkten, die das gemeinsame Familienleben berührten, ihr Verhalten ändern. Rücksicht zu nehmen – dieses allgemeine Thema war dem Vater ungleich wichtiger als die tat-

sächlichen Kosten von irgendetwas Speziellem. Es ging ihm, wenn Sie so wollen, um eine moralische Frage.

Nun bietet der Begriff »Macht« anscheinend eine schöne soziologische Handhabe zur Erörterung dieses Themas. Schließlich existiert ein klares Machtgefälle zwischen dem Vater und seinen Töchtern, besonders in ökonomischer Hinsicht. Krass formuliert: Wer das meiste Geld hat, sagt, wo's langgeht. Doch wo liegt der Erkenntniswert der Feststellung, dass Väter mehr Macht haben als ihre Teenager-Töchter? Wenn es der Soziologie nur darum ginge, wissenschaftlich verbrämt zu wiederholen, was jeder auch mit gesundem Menschenverstand sehen kann, dann wäre sie schon längst von der Bildfläche verschwunden. Nein, Ziel und Zweck der Soziologie ist es, das Wesen sozialer Erfahrungen zu sezieren und die Elemente freizulegen, sodass wir klarer – und manchmal in neuem Lichte – sehen können. All dies muss allerdings geschehen, ohne dass die Konkretheit der untersuchten Erfahrungen dabei Schaden nimmt.

Lassen Sie mich zur Illustration noch ein weiteres Beispiel aus dem Diskurs zwischen diesem Vater und seinen Töchtern anführen. Zu der durchgeführten Studie gehörten im Untersuchungszeitraum mehrere Besuche in den jeweiligen Haushalten. Beim ersten Besuch in dieser Familie spielte wie gesagt das Thema Gesprächskosten eine Rolle (also Geld und Macht). Bei einem späteren Besuch ging es um ein ganz anderes, gleichwohl irgendwie verwandtes Thema:

»Sehen Sie, das hört sich irgendwie verrückt an, aber ich hatte fürs Abendessen ein paar Würste im Kühlschrank liegen, und als ich an den Kühlschrank ging, stellte ich fest, dass (eine der Töchter) sie aufgegessen hatte. Wenigstens muss sie es gewesen sein. Nun, es geht zwar nur um Würste – obwohl dies besondere Würste waren, die ich gekauft hatte – und ich habe auch nichts dagegen, wenn sie gegessen werden, aber jetzt ist nichts zum Kochen da, und ich habe keine Lust zu (dem nächsten Supermarkt) zu gehen.«

Im ersten Beispiel war es dem Vater eigentlich nicht um die Mobilfunkrechnungen gegangen, sondern die Ankunft der Telefonrechnung war der einzige für diesen Vater denkbare Vorwand gewesen, sich mit den Töchtern beim Essen zusammzusetzen und eine, wie er sagte, »vernünftige Unterhaltung« über gemeinsame Verantwortung und das Teilen zu führen. Im zweiten Fall ging es beim gemeinsamen Gespräch ebenfalls nicht um Telefonkosten, sondern in Wirklichkeit um die heimlich gegessenen Würste. Nur hatte der Vater das Gefühl, dass seine Töchter ihn ausgelacht hätten, wenn er das Thema explizit auf die Tagesordnung gesetzt hätte. Womit er wahrscheinlich Recht hatte. Nur durch das Zursprachebringen eines auch nach Meinung der Töchter hinreichend ernstes Gegenstands wie Telefonrechnungen hatte der Vater die Chance, indirekt auch Themen zur Sprache zu bringen, die

die Töchter für belanglos hielten, die für den Vater aber hohen Symbolwert hatten. Kurz, er wollte Diskussionen über Telefonrechnungen nutzen, um weitergehende moralische Themen ins Gespräch zu bringen – in der Hoffnung, sie würden möglicherweise auch bei anderen Streitpunkten zu positiven Verhaltensänderungen führen.

Die Frage gehört in einen weiteren Kontext: Als diese Teenager noch Kinder waren, durften sie sich wahrscheinlich Dinge einfach nehmen, ohne zu fragen, und sie benutzen, ohne Anstoß zu erregen, doch als sie älter wurden und als nun wohl auch der Zeitpunkt, da sie aus dem Haus gingen, näher rückte, lag dem Vater sehr daran, dass geteilte Verantwortung zur Norm ihres Lebens wurde. Er war der Ansicht, dass zum Erwachsenwerden auch die Fähigkeit gehört, Verantwortung zu übernehmen. Eine dieser gemeinsamen Verantwortlichkeiten betrifft die im Haushalt anfallenden Rechnungen, eine weitere die gemeinsame Vorratshaltung. Die Mädchen sollten einfach aufhören, sich so zu verhalten, als gingen sie die anderen Haushaltsmitglieder wenig oder gar nichts an; sie sollten Umsicht lernen und sich fragen, welche Auswirkungen ihr Verhalten für andere hatte. Kurz, der Vater wollte, dass seine Töchter anfangen, sich wie Erwachsene zu verhalten. Dazu gehört auch, nicht einfach den Kühlschrank zu leeren, weil das eben bedeutet, dass andere im Haus abends vielleicht hungern müssen, weil sie sich auf dieselben Würste als Abendessen eingestellt hatten.

Somit war hier keine sinistre elterliche Machtausübung im Spiel; eine solche Beschreibung träfe die Sache nicht. Ich habe dieses Beispiel bewusst gewählt, um meine These zu unterstreichen, dass das Teenagerleben im Grunde eine recht prosaische Angelegenheit ist. Hier spielt sich kein Melodrama ab, sondern letztlich nur das ermüdende Ringen von Eltern und Kindern um mehr Einsicht, Umsicht und weniger Selbstsucht. Natürlich kann dieses Ringen nach außen auch wie ein Melodrama wirken, speziell aus der Sicht der betroffenen Teenager; aber auch das unterstreicht meine These. Kein echtes, sondern ein falsches Drama, keine echten Kämpfe um gesellschaftlich-familiäre Strukturen, sondern Streitereien um Würstchen.

Soziale Benimmregeln beim Texten

Das Problem für diese Teenager und den Haushalt, dem sie angehören, liegt demnach im schwierigen, sozial organisierten Prozess des Übergangs von einer sozialen Rolle zu einer anderen. In unserem Beispiel versucht der Vater, diesen Prozess zu erleichtern, so gut er kann. Seine Töchter hielten diese Bemühungen bestimmt bestenfalls für harmlos, schlimmstenfalls für öde, aber ganz gewiss kicherten sie über die väterlichen Aktionen. Doch lässt sich ein solcher Wandel des Sozialstatus – von der Kind- zur Erwachsenenrolle – nicht nur durch Zwang und

wohlwollende Ermutigungen erreichen; die Teenager selbst tragen ebenfalls dazu bei, auch wenn die Art und Weise, wie sie dies tun – und die manifesten Folgen dieser Leistung – ihnen vielleicht gar nicht so klar sind.

Mein Ansatzpunkt für die Untersuchung dieser Frage ist das System der Wechselbeziehungen bei der Handykommunikation, insbesondere das dort herrschende Regelsystem der sozialen Etikette. Dabei ist der SMS-Austausch ein Genre der Handykommunikation (und im weiteren Sinne auch Bestandteil der Gesprächskultur). Ich werde auch hier ähnlich argumentieren wie bei der Frage der Telefonkosten und mich auf die soziale Rollenverschiebung und den sozialen Reifungsprozess der Jugendlichen konzentrieren, der zu einer erhöhten sozialen Kompetenz führt. Hier geht es um die Übernahme verschiedener sozial akzeptierter Muster des Handygebrauchs, die eng mit Altersdifferenzen unter Teenagern verbunden sind. Achtzehnjährige sind (auch nach ihren eigenen Maßstäben) systematisch versierter als Dreizehnjährige. Ich werde erläutern, dass der Rhythmus von Anruf und Antwort wie auch das Inhalts- und Themenmanagement bei Handygesprächen und SMS mit zunehmendem Alter der Teenager immer kunstvoller werden – so sehr, dass von einem bestimmten Zeitpunkt an eine Unfähigkeit, diese Dinge elegant zu handhaben, als Zeichen der Unreife gewertet wird. Anders gesagt, je erwachsener Teenager werden, desto stärker beginnen sie selbst, sich so zu verhalten, dass sie sich von anderen unterscheiden, die noch nicht so erwachsen sind. Diese Fertigkeiten und Kompetenzen haben mit sozialen Ritualen zu tun: *wann* man jemanden anspricht, *wie* man jemanden anspricht und *was* man dann sagt. Diese Gesprächsrituale sind ausgeklügelt und doch alltäglich, prosaisch und doch kunstvoll. Es geht um die sozial erworbene Fertigkeit, in der Kommunikation die angemessenen Schnittstellen von Zeit, Ort, Inhalt und Person sicherzustellen.

Der richtige Umgang mit Handygesprächen

Grob gesagt sind viele neue Handynutzer noch nicht in der Lage, mit Handys richtig umzugehen, was dazu führt, dass sie ihre Mobiltelefone exzessiv benutzen. Erst allmählich, wenn sie älter werden, von den eindrucksvollen Höhen des ersten Teenagerjahres mit dreizehn bis zu den mittleren und späten Teenagerjahren, verfeinern sich ihre diesbezüglichen Fertigkeiten; sie werden klüger, effizienter und eleganter.

Diese Fertigkeiten haben viele Formen, und ihre Entwicklung ist selbst ein Gradmesser für die allgemeinen sozialen Fertigkeiten des betreffenden Individuums. In Kaseniemis *Mobile Message* (2001) berichten zum Beispiel Teenager, wie lästig sie Freunde finden, die gerade ihr erstes Handy bekommen haben und nun anscheinend die ganze

Zeit nicht anderes tun als zu telefonieren und SMS-Botschaften zu verschicken. Ist jedoch der erste Begeisterungsschwall erst einmal überstanden, so beginnen sie, ihre Geräte »angemessener« einzusetzen, lesen wir dort. Doch was das heißt, ist wiederum nicht eindeutig, sondern variabel und komplex. Dieselbe Gruppe von Probanden berichtet auch über Unterschiede im Handyverhalten der beiden Geschlechter: Mädchen behandeln, was sie über ihr Handy austauschen, stärker als Privatsache als die Jungen. Auch stellen Mädchen sich bei dem, was sie sagen und wie sie es sagen, stärker auf das Geschlecht ihres Gegenübers am Handy ein.

In unserem eigenen Forschungscorpus (vgl. auch Taylor/Harper 2003) finden sich rituelle Kommunikationen, die erforderlich sind, wenn Mädchen und Jungen zusammen ausgehen: Der Gutenacht-Text etwa, den der Junge dem Mädchen zum Tagesabschluss schickt, ist heutzutage ein soziales Muss. Wird keine solche Botschaft geschickt, ist am nächsten Morgen »Appell auf dem Exerzierplatz«. Ein ständiger Strom von Kurznachrichten während des Schultags ist ebenfalls ein Gradmesser für Hingabe und Bewunderung; bleiben solche Nachrichten aus, gilt das als Zeichen dafür, dass es mit der »Einheit« (dem *item*, wie Paare im englischen Teenagerjargon genannt werden) nicht mehr weit her ist.

All diese kleinen Unterschiede, was Inhalte, Häufigkeit der Anrufe, wer wen anruft, etc. angeht, sind gewissermaßen nicht nur für die Betroffenen sichtbar und nicht nur von privater Bedeutung, sondern auch von öffentlichem Interesse, weil alle denselben Mustern, Austauschregeln und Ritualen unterliegen. Jungen beschwerten sich bei anderen Jungen über die lästige Pflicht, der Liebsten Gutenacht-Texte schicken zu müssen, die Mädchen dafür bei den Mädchen, dass die Jungen zu faul seien, welche zu schicken, und so weiter, und so weiter.

Diese Muster variieren natürlich ein wenig, je nach dem Verhaltenskodex, der in anderen Gesellschaften und Kulturen gilt: In Japan zum Beispiel, erfahren wir bei Rivière und Licoppe (2005), werden SMS-Botschaften zwischen Personen von unterschiedlichem Sozialstatus versandt, um den Fauxpas einer unpassenden Störung durch einen Anruf zu vermeiden; zwischen Vertrauten, etwa Ehepartnern, gibt es keine solche Angst, darum kann auch zu jeder Tages- und Nachtzeit angerufen werden. In Frankreich wird dagegen SMS nicht in erster Linie bevorzugt, wenn man nicht stören will, sondern wenn Streit in engen Beziehungen vermieden oder gemildert werden soll; so schicken Mädchen ihren Freunden etwaige Beschwerden lieber per SMS, weil dann keine Gewaltausbrüche seitens dieser Freunde zu befürchten sind; umgekehrt bevorzugen Jungen in solchen Fällen SMS, weil die Mädchen dann nicht mit Tränen und Weinen reagieren können. Irgendwie verhindert das Texten nicht nur, dass diese vielleicht unvermeidlichen körperlichen Reaktionen sichtbar werden; die Kommunika-

tionssituation selbst sorgt dafür, dass sie gar nicht erst entstehen. Mädchen sind anscheinend weniger weinerlich, wenn sie per SMS kommunizieren, Jungen weniger gewalttätig. Ich enthalte mich hier eines Kommentars, was uns das über die jeweiligen Kulturen sagt; derartige Fragen werden in den genannten Fachartikeln angesprochen. Mir geht es hier allein darum, dass Teenager beginnen, recht ausgeklügelte Muster für ihre Handykommunikation untereinander zu entwickeln, und dass diese Muster sich immer mehr konkretisieren, wenn die Jugendlichen älter werden. Was unter Dreizehnjährigen noch akzeptabel war, darüber lacht man als Achtzehnjähriger nur noch und ist peinlich davon berührt (vgl. Kaseniemi 2001).

Wer mit wem spricht

Die oben genannten Forschungen lenken die Aufmerksamkeit auf die selbst erlangte Kompetenz und Wendigkeit der Teenager hinsichtlich des »Wer, wann und was« bei Handyverbindungen. Ich möchte mich im Folgenden besonders auf einen Aspekt dieses Kommunikationsmusters konzentrieren. Abermals beziehe ich mich dabei auf unsere Forschungen zum Telefongebrauch in den Haushalten.

Wie wir feststellten, war einer der Hauptgründe dafür, dass Teenager, auch wenn sie von daheim anrufen, lieber ihr Handy benutzen, und generell dafür, dass sie lieber Handys als Festnetztelefone anrufen, der Umstand, dass sie hier sicher sein können, wen sie am anderen Ende der Leitung erreichen. Denn ein Mobiltelefon zählt, trotz allem, was oben zu den Kosten gesagt wurde, zu jenen Artikeln, für die im Wesentlichen nur eine Person verantwortlich ist. Darum wird ein Anruf auf das Handy dieser Person in aller Regel auch nicht von jemand anderem entgegengenommen. Ruft man dagegen einen Festnetzanschluss an, so kann jeder den Anruf entgegennehmen, der sich im Umfeld dieses Telefons befindet, wenn es klingelt.

Interessant ist daran zum Teil, wie sehr besonders Teenager es hassen, mit der Familie ihres Freundes oder ihrer Freundin zu sprechen. »Oh, die sind so komisch zu mir«, merkte einer der von uns Befragten dazu an. Anscheinend sind Gespräche zwischen Teenagern und Eltern, ob innerhalb der eigenen Familie oder über Familiengrenzen hinweg, immer schwierig.

Ein weiterer, vielleicht sogar noch interessanterer Punkt ist das virtuelle Adressbuch. Gemeint ist das Adressbuch auf Handys, das die Möglichkeit bietet, spezielle Namen mit speziellen Telefonnummern zu verbinden. Möglich ist dies, weil der GSM-Mobilfunkstandard verlangt, dass die Nummer des Anrufers dem Angerufenen nicht vorenthalten werden darf (Rufnummernanzeige, Calling Line Identification). Dieses virtuelle Adressbuch schafft in Verbindung mit der Annahme, dass nur

eine Person das Recht hat, auf diesem Handy Anrufe entgegenzunehmen, so etwas wie eine enge Verknüpfung zwischen gesellschaftlicher Etikette und Technologie.

In weiten Teilen eines anderen Forschungsprojekts, über das Geschenksverhalten von Teenagern (vgl. Berg/Taylor/Harper 2003; Taylor/Harper 2002 und 2003), zeigte sich wie in unseren Forschungen in den Haushalten (*domestication analysis*) deutlich die entscheidende Bedeutung des virtuellen Adressbuchs als Hilfsmittel und Instrument zur Bewältigung der Rituale menschlicher Kommunikation. Besonders deutlich wird dies, wenn jemand mit einem anderen nicht mehr kommunizieren will (etwa wenn ein Mädchen mit ihrem Freund Schluss gemacht hat); dann wird der Name des in Ungnade Gefallenen in aller Form – man könnte fast sagen: rituell – aus dem Adressbuch gelöscht. Dieser Akt kann den anderen natürlich nicht daran hindern, weiterhin dieses Handy anzurufen; aber er hat zur Folge, dass bei einem eingehenden Anruf der Name des Betreffenden nun nicht mehr auf dem Handydisplay erscheint. Er wird folglich wie jeder andere anonyme Anrufer behandelt.

Nun wäre es zwar eigentlich normal, dass jeder eingehende Anruf entgegengenommen wird, ganz gleich von wem er kommt; und im Fall der Festnetztelefonie war dies das übliche Verhalten. Doch bei Handys und mit den Möglichkeiten der technologischen Infrastruktur, die in der Rufnummernanzeige resultieren, lassen sich die Geräte jetzt so verwenden, dass der Angerufene vorab entscheiden kann, ob er den Anruf entgegennehmen will oder nicht. Dies geschieht durch die Vorprogrammierung, abgestuft nach sozialer Zugangsberechtigung. Wer das Recht hat, jederzeit auf diesem Handy anzurufen, wird im Adressbuch verankert; wem dieses Zugangsrecht nicht gewährt wird, der wird nicht ins Adressbuch aufgenommen. Eintrag oder Ausschluss sind nicht unwiderruflich, sondern flexibel; es kommt ganz auf den aktuellen Stand des Verhältnisses zwischen den beiden Personen an.

Was nun allerdings an diesem ganzen System als ein geradezu komischer Anachronismus seltsam berührt, ist, dass Teenager, besonders ältere Teenager, die schon auf die zwanzig zugehen, diese Koppelung von virtueller und realer Zugangsberechtigung benutzen, um ihren Handy-Telefonverkehr auf fast schon rigide und exklusive Weise zu regeln. Sie nehmen tatsächlich nur noch in den seltensten Fällen Anrufe entgegen, die nicht durch den Namen des Anrufers auf dem Display legitimiert sind. Der Grund: Es könnte ja jemand sein, den sie aus dem Verzeichnis der Kommunikationsberechtigten, also aus ihrem Adressbuch gestrichen haben. Kurz, statt jederzeit und für jeden zur Kontaktaufnahme zur Verfügung zu stehen, wie es den Intentionen dieser Technologie entspricht – der Wunsch, ständig erreichbar zu sein, war geradezu der Grund für deren Entwicklung –, begrenzen solche Teen-

ager in der Praxis ihre soziale Welt auf jene, die ein Zugangsrecht haben, und schließen alle anderen aus, denen dieses Zugangsrecht im Adressbuch nicht ausdrücklich verliehen wurde.

Dieser streng geregelte gesellschaftliche Umgang wirkt auf mich wie die gesellschaftlichen Gepflogenheiten der viktorianischen Oberklasse, wo Besucher nur dann vorgelassen wurden, wenn sie zunächst beim Butler ihre Visitenkarte abgegeben hatten. Diese Karte ermöglichte dem Gastgeber die Entscheidung, ob der Besucher ein Zugangsrecht genoss oder nicht. Wie seltsam, dass es heutzutage, im 21. Jahrhundert, die Teenager sind, die sich auf solche Mittel verlassen. Sie benutzen eine moderne Technologie, um soziale Umgangsformen zu stützen, über die sie sich, sollte man meinen, lustig machen und mokieren würden, wenn ihre Eltern dergleichen praktizierten.

Zusammenfassung

Diese Schlussfolgerungen ergeben sich nicht nur aus unseren eigenen Forschungen, sondern auch aus denen anderer: in Finnland (vgl. Kopomaa 2000), Deutschland (vgl. Höflich/Gebhardt 2003), auf den Philippinen (vgl. Ellwood-Clayton 2003) und in vielen anderen Ländern (vgl. Harper/Palen/Taylor 2005). Die neuen Handytechnologien gestatten es den Teenagern in der Tat, an ihren Beziehungen intensiver zu arbeiten, als dies früher möglich gewesen wäre. Sie ermöglichen ihnen auch die Realisierung von früher unerfüllten, ja unerfüllbaren Gedanken, Ideen und Wünschen: selbst zu entscheiden, wer mit ihnen kommunizieren darf und wer nicht. Die daraus resultierenden sozialen Systeme sind zugleich komplex, subtil, hochdifferenziert und rigide. Und sie sind wohlgemerkt nicht das Werk derer, die Macht über Teenager haben, sondern die Teenager selbst sind es, die solche Verhältnisse schaffen.

Gleichwohl ist diese soziale Welt (mitsamt den Mustern, die sie konstituieren) von innen bedroht, und zwar durch die Teenager selbst. Sie treffen konfuse und oft auch heikle Entscheidungen: wer in ihrem Adressbuch sein sollte und wer nicht, wann sie als erste eine SMS schicken sollten und wann nicht, und so weiter. Ihre Urteile in diesen Dingen stehen oft im Widerspruch zu denen anderer – zu Urteilen, die gelegentlich umsichtiger und verlässlicher sind –, wobei zu diesen anderen nicht selten auch andere Teenager gehören, zumal solche aus einer anderen Altersgruppe und solche, die im Umgang mit mobiler Kommunikation schon versierter sind. Kurz gesagt, es ist eine Welt aus komplexen und definierbaren Regeln, wobei jedoch die Fähigkeit der Teenager, auf sozial sanktionierte Weise danach zu handeln, sehr variabel und oft auch sehr schwankend ist. Zwar ist diese moralische

(Zugangs-)Ordnung selbstgemacht, doch sollte man nicht allzu überrascht sein, dass es sie gibt – letztlich haben wir es ja mit Teenagern zu tun.

Damit bin ich wieder bei meiner Ausgangsfrage angelangt, ob sich die Welt so verändern wird, wie wir das allgemein erwarten, und ob die Veränderungen stets nur in eine neue, freiere Zukunft führen. Ich fragte eingangs, wie sehr sich das Teenagerleben durch – und im Zeichen der – Handys tatsächlich verändere. Ich wollte, dies mein Ansatz, mit Hilfe empirischen Untersuchungsmaterials zeigen, wie die Textur des Teenagerlebens tatsächlich aussieht. Im ersten empirischen Teil des vorliegenden Beitrags, in dem es um die Telefonkosten ging, konnte ich zeigen, dass die tatsächlichen Kämpfe zwischen Eltern und Teenagern, die einen wesentlichen Teil der Teenagerexistenz ausmachen, außerordentlich prosaisch, für die Teenager selbst aber seltsam emotional sind. Während ihrer Ansicht nach die elterlichen Versuche, mit ihnen über Telefon- und SMS-Kosten zu diskutieren, Eingriffe in ihre Privatsphäre sind, sehen die Eltern hier oft nur einen geeigneten Ansatzpunkt für vernünftige Gespräche, um die Jugendlichen zu der Einsicht zu bewegen, dass in der Welt auch auf andere Rücksicht zu nehmen ist. Während für die eine Personengruppe das Ziel solcher Gespräche darin besteht, einer anderen Gruppe von Individuen die Anerkennung abzurufen, dass sie Teil der Gesellschaft sind, will die andere Gruppe mit ebendieser Gesellschaft gar nichts zu tun haben, weil sie langweilig, uninteressant und – wie schrecklich! – »alt« ist.

Im zweiten empirischen Teil des Kapitels haben wir dann aber gesehen, dass es in gewisser Hinsicht manchmal gerade die Teenager sind, die sich auf eine Art und Weise verhalten, die man als »alt« oder konservativ bezeichnen kann – insbesondere im Hinblick auf Gesprächs- und soziale Zugangsregeln, auf Fragen, wer am Handy und per SMS wem wie zu antworten hat. Wir haben gesehen, dass die Teenager sehr strikte Regeln anwenden, wenn es darum geht, wer sie anrufen darf, wann sie selbst anrufen, wie lang die Gespräche und welche Themen zulässig sind, und so weiter, und so weiter. Phrasen wie »Jetzt nicht« oder »Genug ist genug« würde man vielleicht eher mit Eltern in Verbindung bringen. Aber es ist die Teenagermoral, die sich mit solchen Maximen genau und zutreffend beschreiben lässt.

Literatur

- Berg, Sara/Taylor, Alex S./Harper, Richard (2003)**, »Mobile Phones for the Next Generation: Device Designs for Teenagers«, in: *Proceedings of CHI 2003*, Fort Lauderdale, FL: ACM Press, S. 433-440.
- Brown, Barry/Green, Nicola/Harper, Richard (Hg.) (2001)**, *Wireless World: Social and Interactional Aspects of the Mobile Age*, London: Springer.

- Ellwood-Clayton, Bella (2003)**, »Virtual Strangers: Young Love and Texting in the Filipino Archipelego of Cyberspace«, in: Kristóf Nyíri (Hg.), *Mobile Democracy: Essays on Society, Self and Politics*, Wien: Passagen Verlag, S. 225-239.
- Foucault, Michel (1977)**, *Discipline and Punish: The Birth of the Prison*, Übers. A. Sheridan, New York: Pantheon.
- Gergen, Kenneth J. (2002)**, »The Challenge of Absent Presence«, in: James E. Katz/Mark Aakhus (Hg.), *Perpetual Contact: Mobile Communication, PrivateTalk, Public Performance*, Cambridge: Cambridge University Press, S. 227-241.
- Grinter, Rebecca E./Eldridge, Margery A. (2001)**, »Y Do Tngrs Luv 2 Txt Msg?«, Vortrag auf der Seventh European Conference on Computer Supported Cooperative Work, Bonn, 18.-20. September.
- Harper, Richard (2003)**, »Are Mobiles Good for Society?«, in: Kristóf Nyíri (Hg.), *Mobile Democracy: Essays on Society, Self and Politics*, Wien: Passagen Verlag, S. 185-214.
- Harper, Richard/Palen, Leysia/Taylor, Alex S. (Hg.) (2005)**, *The Inside Text: Social, Cultural and Design Perspectives on SMS*, Dordrecht/Boston/London: Kluwer.
- Höflich, Joachim R./Gebhardt, Julian (Hg.) (2003)**, *Vermittlungskulturen im Wandel. Brief, E-Mail, SMS*, Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Ito, Mizuko (2003)**, »Mobile Phones, Japanese Youth, and the Replacement of Social Contact«, Vortrag auf der Konferenz »Front Stage/ Back Stage and the Renegotiation of the Social Sphere«, Grimstad, Norwegen, 22.-24. Juni.
- Kaseniemi, E.-L. (2001)**, *Mobile Message: Young People and a New Communication Culture*, Tampere: Tampere University Press.
- Katz, James E. (2003)**, »A Nation of Ghosts? Choreography of Mobile Communication in Public Spaces«, in: Kristóf Nyíri (Hg.), *Mobile Democracy: Essays on Society, Self and Politics*, Wien: Passagen Verlag, S. 21-33.
- Katz, James E./Aakhus, Mark (Hg.) (2002)**, *Perpetual Contact: Mobile Communication, Private Talk, Public Performance*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Kopomaa, Timo (2000)**, *The City in Your Pocket: Birth of the Mobile Information Society*, Helsinki: Gaudeamus.
- Ling, Richard S. (2004)**, *The Mobile Connection: The Cell Phone's Impact on Society*, San Francisco: Morgan Kaufmann.
- Massey, Doreen (1994)**, *Space, Place and Gender*, Minneapolis: University of Minneapolis Press.
- Nyíri, Kristóf (Hg.) (2003)**, *Mobile Democracy: Essays on Society, Self and Politics*, Wien: Passagen Verlag.

- Plant, Sadie (2001)**, *On the Mobile: The Effects of Mobile Telephones on Social and Individual Life*, Untersuchung im Auftrag von Motorola, http://www.motorola.com/mot/doc/o/234_MotDoc.pdf (14. Juli 2005).
- Rivière, Carole Anne/Licoppe, Christian (2005)**, »France/Japan: Major Trends with Respect to Mobile Phones«, in: Richard Harper/Ley-sia Palen/Alex S. Taylor (Hg.), *The Inside Text: Social, Cultural and Design Perspectives on SMS*, Dordrecht/Boston/London: Kluwer.
- Taylor, Alex S./Harper, Richard (2002)**, »Age-Old Practices in the ›New World‹: A Study of Gift-Giving between Teenage Mobile Phone Users«, in: *Proceedings of the SIGCHI Conference on Human Factors in Computing Systems: Changing Our World, Changing Ourselves*, Minneapolis, S. 439-446.
- Taylor, Alex S./Harper, Richard (2003)**, »The Gift of the Gab: A Design Oriented Sociology of Young People's Use of mobilZe«, in: *CSCW: An International Journal*, Amsterdam: Kluwer, S. 267-296.